

Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit (S. 105–123). Köln u. a.: Böhlau.

Sloterdijk, P. (2004). Sphären III. Schäume. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Sloterdijk, P. (2005). Im Weltraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Statistische Ämter des Bundes und der Länder (Hrsg.) (2011). Zensus-Spot. Werbefilm. Zugriff am 30.7.2011 unter <https://www.zensus2011.de/>

Steinfeld, T. (2011). Die Unruhe und ihr Kind. Warum gibt es das „Aufmerksamkeitsdefizit“? Der Philosoph Christoph Türcke gibt eine Antwort. Süddeutsche Zeitung, 10.6.2011, 13.

Zuckerlandl, B. (1970). Österreich intim. Erinnerungen 1892–1942. Hrsg. von R. Federmann. Frankfurt a. M.: Propyläen.

Axel Dogmann

Container als Versprechen

Über das Unheimliche
einer operativen Architektur

Wer Container als Wohn- und Arbeitsräume wählt, versucht gesellschaftliche Probleme durch eine Bauform zu lösen, die aus dem Transportwesen stammt. Als vermeintlich kurzzeitiges Phänomen entzieht sich diese operative Raumproduktion weitgehend historischer Forschung. Manche Bilder von Containern werden zugleich zu Visiotypen. Beides, die Tendenz zur Spur- und Geschichtslosigkeit und der Trend zur visuellen Symbolisierung, gehört zu den unheimlichen Qualitäten von Containerarchitektur- und Logistik. Mit meinem Beitrag möchte ich gesellschaftlichen Kontexten von Containernutzungen nachgehen. Welche Körper nehmen sie auf, wenn machen sie das Leben erträglicher?

Container als Werbe-Ikonen

Container bilden ein Phänomen, bei dem man kaum hinterherkommt – so scheint es. Das „Schon-wieder-weg-Sein“ ist für den Transportcontainer gewissermaßen sein Geschick. Logistikunternehmen werden nicht müde zu behaupten, dass sie immer schon da sind, bevor andere überhaupt erst hinwollen: in die Welt.

Container sind zwar nicht aus Gold, Silber oder Blei, wie in der von Freud aufgegriffenen Szene von der *Käschwahl*. Jedoch machen sie meist wenig her und stumm sind sie in der Regel auch. In diesen beiden Aspekten gleichen sie jenem Kästchen aus Blei, das zu wählen dem Mythos zufolge die richtige Wahl war:

Dass Container als Transportmittel die richtige Wahl sind, daran wagt heute fast niemand mehr zu zweifeln. In der Welt der kapitalistischen Finanzwirtschaft, die sich im Kern nur auf Glaubenssätze berufen kann, sind Container als Image vielleicht auch deswegen attraktiv, weil sie so handfest sind – also ganz anders auftreten als jenes virtuelle Geld der Wertpapiere und Börsen. Jedenfalls verwenden Werbekampagnen aus der Welt des Kapitals gern Container als Ikonen. Die Deutsche Bank präsentiert in einer Anzeige einen Blick wie von der Kommandobrücke auf ein langgestrecktes Containerschiff, das auf sicherem Kurs durch einen Kanal einem unbekanntem Ziel zustrebt. In einer anderen Anzeige schwebt das Logo der Deutschen Bank dreidimensional über dem Gelände eines Containerhafens (Süddeutsche Zeitung vom 3.2.2012, S. 5). Der stabile Wachstumsgraph im Logo wird so dem Transportcontainer eingeschrieben: einem Symbol für Marktherrschaft, ungebremsten Fortschritt, weltweite Expansion. „Marokko, das Land der Karawanen“ heißt es selbstironisch über einer anderen Anzeige, die für Investitionen ebendort wirbt. Der Beweis für „ein anderes Marokko, das Marokko von heute, das industrielle Marokko“ kommt als Foto daher, das einen fast menschenlosen Containerhafen präsentiert: „Marokko ist bereit für Sie“ (Süddeutsche Zeitung vom 2./3.7.2011, S. 9).

Doch selbst solche containerisierten Infrastrukturen, die Voraussetzung für Markthandel geworden sind und in ihrer Reibungslosigkeit in der Regel wie ein kollektives Unbewusstes unseren Alltag prägen, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erlangen, haben manchmal einen Unfall. Dann wird der Container, der als „Ikone der Logistik“ etabliert worden ist, zum

40

ambivalenten Zeichen: „Die Container öffnen sich, platzen auf oder werden durchleuchtet, und zum Vorschein kommen alle Übel der Globalisierung. Die *black boxes* der weltweiten Vernetzung von Märkten und Handelsrouten haben sich im Stahlkisten der Pandora verwandelt“ (Klose, 2009b, S. 255).

Einen Hinweis, wie die Sorge und Angst angesichts des Unsichtbaren und Unberechenbaren sowohl den Staat, seine Statistiker als auch Grafkdesigner zu merkwürdigen Ideen verleitet, gibt ein Plakat (Abb. 1), das im Sommer 2011 in Deutschlands Öffentlichkeit für ein Verständnis gegenüber einem anstehenden Zensus warb.



Abbildung 1: Plakat zum Zensus 2011 in Deutschland (Bild: Statistisches Bundesamt, www.zensus2011.de)

„Welche Infrastruktur bringt uns morgen weiter?“, fragt die Überschrift rhetorisch. Man sieht hoch gestapelte Transportcontainer als Image für verheißungsvolles, in diesem deutschen Fall schwarz-rot-gelbes, Wirtschaftswachstum. Die monumentale deutsche Containerwand integriert auch einige blaue Container – das farbliche Zugeständnis an die EU.

41

Die Plakatkampagne soll Bundesbürger davon überzeugen, sich den Fragen der Statistiker zu öffnen. Denn „Deutschland braucht die moderne Volkszählung“, so der Slogan unten rechts, damit wir „wissen, was morgen zählt“. Die zu starrer Ordnung als Säulen und zur Wand gestapelten Kästen sollen hier offenbar metonymisch für deutsche Bevölkerung, Bevölkerungsgruppen und Individuen stehen, deren „Metadaten“ in einem Mikrozensus identifiziert und erfasst werden, damit Staat und Wirtschaft auch künftig Container- und Geldflüsse ohne Stau garantieren können. Eine staatliche Erfassung der sonst nicht sicht- und fassbaren sozialen Bewegungen und deren Verdattung werden zur Prämisse für eine berechenbare, im Kern nationale Zukunft in einer – von Finanzmarktkrisen geschüttelten – Weltwirtschaft. Für diese schöne alt-neue Welt haben Werber scheinbar noch keine andere Visiotype gefunden als die bewährten Containerstapel.

Eine solche Bildpropaganda, in der Container für Menschen stehen, deren Lebensläufe als Datensätze in statistischen Säulendiagrammen Politik beeinflussen werden, lässt sich in Beziehung setzen mit der millionenfachen digitalen Bildproduktion, die schon bald nach 9/11 durch die *Homeland Security* in den USA eingeführt wurde. Die *Container Security Initiative* (CSI) verlangt, dass jeder Container, der die USA zum Ziel hat, spätestens 24 Stunden zuvor gescannt wird – um Terroranschläge, etwa durch Bomben und andere Waffen, abzuwehren (Klose, 2009a, 204f.). Der weltweite auf Containertransport basierte Handel stellt die terroristische Gefahr auf Dauer und produziert dabei auch jene Ängste in den psychischen Haushalten, auf die der Kapitalismus als ökonomisches System keine anderen Antworten liefert als nur stets neue Sicherheitsökonomien, welche die Ohnmachtsgefühle von Menschen bestenfalls vorübergehend mindern können.

Wer hat die Wahl?

Ein Transportcontainer soll keine Heimat haben, seine Bestimmung ist der Transport. Zuverlässig, schnell und billig sollen Waren mit seiner Hilfe um den Globus strömen, um *just in time* vom Fließband der Containerverkettungen in die Montagehallen der Industrie und in die Regale der Warenhäuser zu gelangen – ein ortsgebundener Speicher soll möglichst obsolet werden. Container sind Medien der Übertragung.

So wie Transportcontainer keine fixen Standorte und keine Heimat kennen, so sollen auch Container, die gezielt zum Wohnen und Arbeiten hergestellt werden, in der Regel keine dauerhafte Heimat bieten – selbst wenn sie für mehr als nur Wochen oder Monate an einem Ort zum Stehen kommen. Wer im Container lebt, der ist auf Abruf dort, das Provisorische ist dem Objekt eingeschrieben, als Zwischenlösung bietet es Aufschub. Container sind ein Versprechen für eine ungewisse Zukunft (Dobmann, 2006).

Wer arbeitet eigentlich genau im „Saisonarbeiter-Hotel“ für die aus dem östlichen Ausland angeheuerten Erntehelfer für die Spargelernte in Österreich? Das Hotel besteht aus nichts anderem als aus ein paar gestapelten Wohncontainern am Feldrand. Wie kocht und verkauft es sich im vietnamesischen Containerimbiß? Wie erfahren Ingenieure und Planer mittelständischer Firmen im Containersystembau auf der grünen Wiese zwischen Autobahn und Flughafen ihr Büroleben? Wie frieren und schwitzen Bauarbeiter bei der Rekonstruktion des Moskauer Bolschoi-Theaters, wenn sie zum Feiernabend bei Winterkälte oder Sommerhitze ihre Container direkt am Baugelände aufsuchen? Hoffen die Frauen aus Thailand im Beauty-Container auf dem Leipziger Hauptbahnhof noch darauf, dass sie fremde Fingerringel bald wieder im längst versprochenen alten Ladengeschäft bemalen können? (Im Dezember 2011 verschwand der Container, zur Fahnenkorrektur im September 2012 stand er wieder da.) Wie erleben Asylsuchende das monate- und jahrelange Warten auf Asylbe-

scheid und mögliche Abschiebung in Container-, Dörfern“ in Leutschenbach und an der Züricher Aargauerstraße? (Kunz, 2011). Welche Sehnsüchte entwickelt der „Deutsch-Türke“ in seinem halben Container an der Potsdamer Straße in Berlin, der zwischen Dönerfleisch, Gemüsetheke und Getränkekülschrank keine vier Quadratmeter Platz zur Bewegung findet?

Viele der Container, die als Wohn- und Arbeitsräume aufgestellt werden, verschwinden bald wieder an andere Orte und rutschen auf diese Weise rasch aus dem gesellschaftlichen Gedächtnis. Zwar sind auch Container baumäßig genehmigungspflichtig, aber kein Archiv bewahrt „Hausbücher“, in dem die Geschichten der wechselnden Eigentümer und Nutzer von Wohncontainern sorgfältig verzeichnet wären. Sie sollen offenbar gar kein Archiv erhalten, sondern vielmehr spurlos verschwinden, bevor jemand diese operative Architektur dokumentiert hat. Ihr flüchtiges Dasein entlastet im Alltag rasch von Fragen nach dem, was in den Containern eigentlich passiert. Oft sind Containerunterkünfte mit Zäunen vom öffentlichen Leben getrennt, sichtbar zwar, aber doch gern übersehen. Ihr prekärer Status scheint die Aufmerksamkeit nicht zu lohnen.

Das ist eine ihrer unheimlichen Qualitäten. Unheimlich ist der Container nicht etwa, weil wir vor diesen Dingen aus Stahlblech mit etwas ganz und gar Neuartigem konfrontiert wären, weil es etwas Nichtvertrautes darstellt. Das Unheimliche geht auch hier auf Altbekanntes und Längstvertrautes zurück – wie nicht zuletzt Sigmund Freud gleich nach dem Ersten Weltkrieg plausibel gemacht hat.¹

¹ In einem Krieg im Überigen, in dem der junge Wilfried Rupprecht Bion „durch Erfahrungen gelehrt“ haben wird. Als Kommandant eines britischen Panzers befahl er eine ganz eigene, selbst fahrende Raumzelle, eingeschlossen in Stahl, mit geringem Sichtfeld, langsam, schwerfällig und somit höchst verletzlich, betraut mit der patriotischen Aufgabe, aus dieser Falle aus Eisen heraus zerstörende Geschosse auf gegenrische „Container“ abzufeuern, zu töten, um sich selbst und seine Panzerkameraden heil aus der Hölle der Schlacht um Territorialge-

Das Wort *heimlich* gehört nach Freud „zwei Vorstellungskreisen“ an, „die, ohne gegensätzlich zu sein, einander doch recht fremd sind, dem des Vertrauten, Behaglichen und dem des Versteckten, Verborgengehaltenen“ (Freud, 1919/1972, S. 248). Was wiederum halten Wohncontainer verborgen? Was wird jeweils contained? Und was kann aus dem Containing doch an Neuem hervorgehen?

Wohl alle, die dieses Buch in den Händen halten, haben schon einmal Wohncontainer gesehen. Aber wer hatte bereits persönlich die Wahl zwischen einem Wohncontainer und einer gemauerten Wohnung in einem Miet- oder Eigentümerhaus? Und wer hat sich dann, aus freien Stücken, für einen Wohncontainer entschieden, in ihm gelebt und gearbeitet? Vermutlich nur eine kleine Minderheit.

Vielleicht fiel die Wahl auch auf einen Container, weil er sich für einschlägige künstlerische Aktionen eignet. Beispielsweise haben Eva Hertzsch und Adam Page seit dem Jahr 2000 einen kleinen Container genutzt, um mit diesem Kiosk „Info Offspring“ an immer wieder anderen Orten in Dresden und später auch in Leipzig zu intervenieren, u. a. gegen die Privatisierungspolitik der Dresdner Wohnungsbaugesellschaft WOBA. Der Kiosk „unterwirft den städtische Alltag nicht, sondern rastet daran an, spielt Verstärker für Vergessene, Archiv für Zerstörtes, Bagger für Verdängtes, Rettungswagen für Abrissbedrohtes“ (Schäfer, 2007, S. 52). Das transportable Modul wurde als Ding und Symbol in Räumen und Diskursen platziert, ging temporäre Verbindungen ein mit den Problemen vor Ort.

In Wien haben Wissenschaftler/-innen und Künstler/-innen im Jahr 2006 einen Container auf den Karlsplatz gesetzt: „Büro für wissenschaftliches Strandgut“ war auf dem Banner über dem Container zu lesen – auch um zu verhindern, dass dieses Projektbüro mit einem gewöhnlichen Bau-

winne herauszubringen. Auch Bion hatte kaum eine Wahl – er unterstand militärischer Befehlsgewalt.

container verwechselt wird, um den sich niemand kümmern würde. Im Büro wurde hör-, sicht- und debattierbar gemacht, was bislang unsichtbar und ohne Kontur geliebt war: die Frage nach den ungenutzten Potenzialen von Migranten und Asylsuchenden mit akademischer Qualifikation (Kröll, Guggenheim u. Kräftner 2011, S. 106f.). Mit dieser fordernd-kritischen Frage zum gesellschaftlichen Containment „Asyl“ wird gleichwohl das ökonomistische Motiv staatlich geförderter Einwanderungspolitik reproduziert. Was aber sind Menschen auf Flucht jenseits von Arbeitskraft und Intelligenz einer Gesellschaft wert?

Auch die Schweizer Künstlergruppe *etoy* schätzt das Operative des Containers.² Mit ihren *etoy*-Containern können sie ihr Basislager und ihren Showroom in den Metropolen der Welt platzieren, sie verfügen damit über bezahlbaren Galerieraum und verstehen ihn als Teil ihrer künstlerischen Performance, die zugleich Kommentar sein soll auf eine auf Funktionales und Oberflächlichen fixierte Welt.

Da sich mit Containern rasch öffentlicher Raum besetzen lässt, sind sie für politische Demonstrationen attraktiv. Im August 2011 haben Exil-Syrer in Hannover einen Container angemietet. Er dient seit dem als „Mahnwache für die Opfer der syrischen Revolution“ – ein Hoffnungszeichen, ein Trauerritual und eine Aufforderung an die deutsche Öffentlichkeit, sich zu solidarisieren. Umhüllt von den grün-weiß-schwarzen Fahnen des unabhängigen Syriens bis 1963 – heute Symbol der syrischen Revolution – steht der Container in der Nähe des niedersächsischen Landtagsgebäudes in der Innenstadt Hannovers. Dort werden Passanten täglich informiert, wie viele neue Opfer der Regierungsterror in Syrien gekostet hat.

Abgesehen von solchen Projekten mit künstlerischen und politischen Ansprüchen bleiben Container aus Sicht der Nutzer meist keine erste Wahl, wenn es um das eigene Wohnen,

² Siehe deren Beitrag in diesem Band.

das eigene Heim geht. Die Menschen aber, die „unterzubringen“ sind, haben in der Regel gar keine Wahl: Diese Bauarbeiter, Erntehelfer, Asylsuchenden, Angestellten von Firmen werden nicht gefragt, ob ihnen ein Container als Arbeits- und Lebensraum angemessen scheint. Und ist das beim Zürcher Containerprojekt „basislager“ wirklich ganz anders? Hier arbeiten mehr als hundert Kreative in Containerngebäuden, selten wird ein „Atelier“ frei. Was die Vorteile dieser Zwischennutzung auf einer Brache sind, wird auf der Homepage klar benannt: „Das Nebeneinander von vielerlei Gleichgesinnten und niedrige Mietzinsen“ (Projekt basislager, Zwischennutzung). 400 Franken kostet ein warmer Container im Monat. In der Konkurrenz der Freiberuflichen Solidarität zu üben und sich zu vernetzen, ist gewiss ein Standortvorteil. Aber eine wirklich freie Wahl sieht doch anders aus. Interessant wird es, wenn die Betreiberfirma schließlich zu bauen beginnt und die mehr als 130 Atelier-Container an einem anderen Ort erneut temporäre Arbeitsstätten bieten sollen.

Missing Links: Baracken als Vorgeschichte

Dass stets relativ wenig gewusst wird über das Innenleben von Wohn- und Bürocontainern, das mag mit dem zu tun haben, was der Containerforscher Alexander Klose für den Erfolg des Transportcontainerverkehrs festgestellt hat. Mit dem Transportcontainer wurde demnach ein „Meta-Behälter“ konzipiert, der mit einem allgemein respektierten Gebot verbunden ist: Um dessen Inhalt kümmert man sich nicht (Klose, 2009b, S. 254).

Als Historiker will ich im Folgenden mit einer aspekthaften Geschichte operativer Architektur skizzieren, welche Gebäude seit den 1970er Jahren durch Container ersetzt worden sind (Dobmann, Wenzel u. Wenzel, 2006). Damit ist keine Dämmisierung des Containers beabsichtigt, sondern der Versuch, über einen historischen Rückblick das gesellschaftlich und poli-

tisch Brisante operativer Architektur vor allem in seiner Nutzung für Massenunterkünfte stärker ins Bewusstsein zu heben.

Als der Leipziger Verleger und Fotokünstler Jan Wenzel, der Kunsthistoriker Kai Wenzel und ich Mitte der 2000er Jahre für unser Buch „Architektur auf Zeit“ über die Nutzungsgeschichte von Baracken, Pavillons und Containern recherchierten, fragten wir uns zunächst, auf welche Probleme der Gesellschaft die zerlegbare, transportable Baracke eine Antwort gewesen ist. Welche Probleme und Fragen hatten also die Zeitgenossen? Der Berliner Stadtbaurat Martin Wagner fragte sich 1932 z. B.: Wie können wir „die starren Anlagen“ der modernen Stadt mobiler machen? Er suchte Lösungen, um „das Investitionskapital wanderungsfähiger zu machen und von der starren Ortsgebundenheit zu befreien“ (nach Dobmann, Wenzel u. Wenzel, 2006, S. 44).

Dies ist nur ein (spätes) Beispiel für das vielstimmige Begehren nach „gesteigerter Bewegungsfähigkeit“ (Sloterdijk, 1989, S. 36). Dieses Begehren setzte bereits im 19. Jahrhundert ein. Mit der temporeichen modernen Kriegsführung, den neuen Reichweiten der Waffen, den massenhaft auftretenden Verletzten und einem neuen internationalen Kriegsrecht suchten Militärs, Ärzte und Gesundheitsreformer technisch-architektonische Lösungen für ortsunabhängige und schnell zu errichtende Lazarettbaracken. Aus der Interaktion von Industrie, Verwaltung und Militär entstand im späten 19. Jahrhundert ein regelrechter Markt für temporäre Bauten: in der Fabrik vorgefertigte, einheitliche Gebäude, die jederzeit verfügbar und sofort benutzbar sein sollten.

Einen wichtigen Impuls dafür gab 1885 ein internationaler Barackewettbewerb auf der Weltausstellung in Antwerpen. Die Modelle, die vorgestellt wurden, waren vielfältig. Die Jury hatte mehr als eine „Kästchenwahl“ zu leisten. Denn auch Zelte waren unter den eingereichten Wettbewerbsbeiträgen, ebenso einige gedrungene Fachwerkbauten – und eine stabile Kiste aus Holz, die auf Fahrgestellen über Bahngleise gerollt werden sollte.

Doch auch dieser Container *avant la lettre* gewann den Wettbewerb nicht. Vielleicht weil er phänotypisch zu sehr an die sog. Zigeunerwagen erinnerte, an Menschengruppen also, die nicht einfach einzuliegen waren und wenig Hoffnung auf gelingendes Containment boten? Technisch scheiterte dieses Modell, weil das Gehäuse selbst vergleichsweise komplex und massiv und zudem auf das relativ neue Transport- und Übertragungsmittel der Eisenbahn angewiesen war. Das europäische Schienennetz aber war noch nicht genügend ausgebaut, um diesem „versendbaren“ Gehäuse die notwendige technische Infrastruktur zu bieten.

Die europäischen Militärärzte und hohen Funktionäre des Internationalen Roten Kreuzes, die als Jury mit der Wahl des am besten geeigneten Bauwerks „zur Behandlung von Verwundeten und Infektionskranken für Kriegs- und Friedenszwecke“ beauftragt waren, kürten schließlich die zerlegbare Doecker-Baracke zum Sieger des Wettbewerbs, benannt nach dem dänischen Erfinder und Rittmeister Johann Gerhard Clemens Doecker. Die Doecker-Baracke wurde der international verbindliche Raumstandard, produziert und weltweit geliefert von der Firma Christoph & Uhmack. Bald darauf wurde, mit der Einführung der Weltzeit, auch die Zeit standardisiert. Solche Zeit-, Raum- und Technikstandards ermöglichten es, dass sowohl in Kriegs- als auch Friedenszeiten alles einfacher, schneller, vor allem berechenbarer zirkulieren konnte.

Diese modular gebauten Baracken haben vor allem zwischen 1890 und den 1960er Jahren gezeigt, dass im Sich-Entziehen funktionaler Eindeutigkeit und Identität eine entscheidende Qualität liegen kann: Weil Baracken gewissermaßen eine „Architektur ohne Eigenschaft“ sind, laden sie zu multifunktionaler Nutzung ein: für Krankenhäuser, Schulen, Kindergärten, Behelßkirchen, Arbeiterunterkünfte, Kasernen, Kriegsgefangenenlager, Flüchtlingslager, Zwangsarbeitslager, Konzentrationslager. Baracken bewiesen sich als operative Architektur und ideale Module für Lager aller Art. Sie sollten das Funktionalisieren von Städten, Wirtschaft

und Gesellschaft in Ausnahmesituationen – Überbevölkerung, Naturkatastrophen, Krieg, Völkermord – gewährt. Sie wurden als Joker im gouvernementalen Machtspiel um ökonomische und territoriale Gewinne eingesetzt, um Sicherheit und Loyalität der Bevölkerung zu sichern oder um die ethnische Homogenität einer Bevölkerung mit Gewalt herzustellen.

Ihren massenhaften Einsatz erlangten Baracken im Zweiten Weltkrieg in den zehntausenden Lagern der nationalsozialistischen Gesellschaft. Das betraf sowohl die Lager der Inklusion, etwa des Reichsarbeitsdienstes, in denen deutsche Volksgenossen für eine nationalsozialistische Volksgemeinschaft erzogen werden sollten. Und es betraf auch die Lager der Exklusion, die Arbeits-, Straf-, Konzentrations- und Vernichtungslager für insgesamt fast 20 Millionen Zwangsarbeiter in ganz Europa (Dobmann, Wenzel u. Wenzel, 2007).

Nach 1945 wurden etliche solcher Baracken bald wieder in ganz anderen Kontexten ungenutzt. Manche der Pferdestallbaracken aus Auschwitz wurden als Bauarbeiterunterkünfte beim Wiederaufbau von Warschau verwendet, die Standardbaracken, gleich ob einst von Zwangsarbeitern, Luftwaffe oder SS genutzt, fanden in der pragmatischen Nachkriegszeit als Kindergärten, Werkstatt, Imbissbude oder Flüchtlingsheim Wiederverwendung und wurden oft noch Jahrzehnte danach benutzt. In Berlin mutierte eine ausgemauerte Baracke in den 1950er Jahren zur Kapelle. Mancher „Gastarbeiter“ aus Griechenland, Spanien, Italien, der Türkei, aus Portugal oder Jugoslawien fand sich in den ersten Monaten seines Aufenthalts in Deutschland ab Mitte der 1950er Jahre in einer alten oder neugebauten Baracke wieder (Dobmann, Wenzel u. Wenzel, 2006).

Bis in die 1970er Jahre wurden Holzbaracken für temporäre Massenunterbringung genutzt. Seitdem begannen Firmen dann, nach dem Modell der genormten Seefrachtcontainer, die das internationale Transportwesen revolutionierten, auch stahlgerahmte, transportable Wohn- und Bürozellen herzustellen. Denn die zunehmende Kompatibilität mit Trans-

50

portsystemen auf dem Land und neue Kransysteme ließen infrastrukturelle Voraussetzungen entstehen, die umgebaute ISO-Container als Alternative und Konkurrenz zu traditionellen Bauwagen oder Baubaracken etablierten. Ihr besonderer Vorteil war rasch erkennbar: Container kann man stapeln. Sie benötigen weniger Grundfläche für ihre Aufstellung. Viele deutsche mittelständische Holzbaufirmen, die einst mit der Herstellung von Barackenbauteilen ihre Existenz absicherten, begannen Wohn-, Büro- und Lagercontainer zu produzieren, zu verkaufen und zu vermieten (Dobmann, 2006).

Wenn um 1900 transportable Baracken und siebzig Jahre später Wohncontainer an der Schnittstelle von unternehmerischen, städtischen und staatlichen Interessen entwickelt wurden, dann gehen damit auch sozialrechtliche Normalisierung und zugleich Entstaatlichungen der Raumproduktion auf der Ebene des Rechts einher: Nicht mehr ein vom Parlament verabschiedetes Gesetz, sondern Ingenieure und Experten aus industriellen Verbänden legten DIN-Normen fest, die Regelungen dann in der Regel bereitwillig durchzusetzen halfen. Bis es heute von vielen als „normal“ empfunden und akzeptabel gilt, dass Menschen in schwierig klimatisierbaren Blechkisten leben und arbeiten.

In den 1980er Jahren stieg die Nachfrage nach mehrgeschossigen Bürokomplexen, die für Industrien und Verwaltungsentweder als Zwischenlösung oder als preiswerte Alternative zum Massivbau attraktiv wurden. Der heutige Systembau versteht es immer besser, Assoziationen zum „billigen Container“ durch schicke Oberflächen, Blenden und aufwendigere Innenausstattung zu vermeiden. Die Faszination, die seit einigen Jahren von Wohn- und Arbeitscontainern ausgeht, bleibt häufig auf architektonische Prototypen fixiert, die dann als Einzelstücke Kunst- und Fettschmankerler erlangen. Container versprechen Flexibilität, mobil und langlebig zu sein. Als Mietraum haben Container längst auch sprechen gelernt: „Mieten Sie mich!“ liest man über mancher Containertür. Die Arbeiter sind es in der Regel nicht, die solche Entscheidungen

51

treffen. Ihre Chefs sorgen dann dafür, dass sie nicht wohnen, sondern nur „unterbracht“ sind.

Wenn Container als „Räume zum Leben“ gepriesen werden, wie es etwa eine Firma mit dem Namen „UNGRUND“ macht, dann wird hier eine Normalität des Provisorischen behauptet und zugleich hergestellt, die doch stets noch Alternativen hat. Solche Alternativen sind gewiss nicht immer preiswerter, schneller, flexibler. Aber diese ökonomischen Kriterien aus der Welt des Wettbewerbs haben selten menschenwürdiges und sozial gerechteres Leben zum Ziel.

Von Leipzig lernen

Klar sollte bleiben, dass auch beim Container wie bei jeder anderen Architektur gilt: Nicht die Konstruktion, das Prinzip oder die Technik „an sich“ entscheidet über Wohl und Übel. Es sind der jeweilige konkrete Gebrauch und die damit verkoppelten symbolischen Funktionen, die wichtige Schlüsse auf die Gesellschaften erlauben, die Container als Wohn- und Arbeitsraum begreifen und zur Selbsterständlichkeit werden lassen. Diejenigen, die Container propagieren, behaupten oft auch, damit gesellschaftliche Probleme lösen zu können. Meistens handelt es sich jedoch nur um einen Aufschub, um Scheinlösungen, die andere politische Antworten haben ausscheiden lassen. Ein Beispiel aus unserem Untersuchungsraum Leipzig sei darum abschließend vorgestellt.

Im Jahr 2012, sechs Jahre nach Erscheinen der Erstauflage unseres Buches „Architektur auf Zeit“ über die Geschichte der Planung und Nutzung von provisorischen Architekturen, sind etliche der Container, die wir damals befohrt haben, längst wieder verschwunden – manche waren bereits bei Drucklegung nur noch als fotografische Spur vorhanden (Dobmann, Wenzel u. Wenzel, 2006).

Eine Ausnahme war das Containerlager für Asylsuchende in Leipzig-Thekla an der Wödanstraße, am Stadtrand gele-

52

gen. Hinter einem Zaun, dessen Stacheldrabtbewehrung nach außen gerichtet war, stand ein Gerüst, in das zahlreich weiße Stahlcontainer eingepasst waren. Ein Schild signalisierte die Videoüberwachung des übersichtlichen Geländes. Nichts erklärte, dass hier Asylsuchende untergebracht waren, die die Zentrale Erstaufnahmeeinrichtung Chemnitz nach einem Vertieferschlüssel des Freistaats Sachsen der Stadt Leipzig zuwies.

Der Containerbau hatte einst als Flughafenhôtel in Erfurt gedient. Seit dem Jahr 2000 bot die als „Hotel“ nobilitierte Anlage in Leipzig genau 300 Mal jene 4,5 Quadratmeter, die nach Gesetz Asylsuchenden mindestens zustehen. Vor allem einzelne Männer wurden hier eingewiesen, weitgehend unsichtbar und namenlos für die Bevölkerung. Das Leipziger Sozialamt erklärte den Ort für besonders günstig, weil man die Leute dort besser vor rechtseradikalen Übergriffen schützen könne. Das Vertrauen der Stadträte in die Zivilgesellschaft der „Heldenstadt“ Leipzig war offenbar geringer als der Glaube an die Macht von Autoritäten und Wachschutz.

Ohne Arbeiterlaubnis, mit sehr wenig Geld, verbrachten die Asylsuchenden zu viert auf engstem Raum den Tag. Zeit wurde herumgebracht, Fernseher flimmerten, einer wollte z. B. Musik hören, ein anderer versuchte, Deutsch zu lernen. Auf die Dauer war in dieser Situation Streit unvermeidbar. In das einen Kilometer nahe Städtchen Taucha durften die Betroffenen nicht, da dies außerhalb der Leipziger Stadtgrenze liegt, die die Bewegungsgrenze für „Asylbewerber“ markiert. Wer sie legal überschreiten will, braucht einen „Urlaubsschein“.

Die isolierte Situation machte die jungen Männer müde. Wer sie fragte, hörte meist gleich klingende, apathische Formulierungen: „Langeweile“, „wie in Gefangenschaft“, „Angst vor der Zukunft“, ein verzweifertes Festhalten an der Hoffnung, die immer grundloser zu werden schien. Irgendwann wollte jeder einfach nur noch weg von diesem Ort. In der Ver-

53

zweiflung schien manchmal sogar der Weg zurück sinnvoller, zurück in ein Land, wo Bürgerkrieg herrschte, wo gehungert wurde, wo man zumindest ungeborgen sein würde – aber eben in der *Heimat*.

Im Jahr 2006 wurde das Lager geschlossen, die Container abtransportiert. Wer nicht bereits abgeschoben war, wurde verlegt, wartete weiter auf die Bearbeitung des Asylantrags oder verharnte im Status der Duldung.

2005 war bereits ein Lager in der Raschwitzer Straße demontiert worden, nachdem die Zahl der Flüchtlinge nach der Verschärfung der deutschen Asylgesetze stark zurückgegangen war.

Drei Jahre später, im Jahr 2009, sollte am gleichen Ort in der Leipziger Wodanstraße ein neues „Heim“ aus Containern gebaut werden. „Die Erfahrungen der Stadt Leipzig mit der Containerunterkunft im Zeitraum 2000–2006 waren sowohl hinsichtlich der Wohnqualität als auch bezüglich des Betreiberkonzepts positiv“, konstatierte ein Konzeptentwurf der Verwaltung. Erfahrungen der Containerbewohner blieben Nebensache. Nach ersten Protesten wurde das Signalwort „Container“ gestrichen und durch „Systembauweise“ bzw. „mobiles Raumsystem“ ersetzt. Neben anderen Leipziger Vereinen protestierte vor allem der Initiativkreis für die Integration von Asylsuchenden in Leipzig gegen das städtische Konzept. Die Initiative plädierte für ein menschenwürdiges, selbstbestimmtes, dezentrales Wohnen von Asylsuchenden in den freistehenden Wohnungen der Messestadt. Mit dabei war auch die Fotokünstlerin Betty Pabst mit ihren Innensichten von zwei Containerlagern für Asylsuchende in Leipzig (Abb. 2).

Auf der wieder (und noch) freien Wiesenfläche des einstigen Lagers in der Wodanstraße installierte Betty Pabst ihre auf Containerformat großgezogenen Fotografien (Abb. 3). Ihre Aufnahmen stellen das Abwesende gleich dreifach vor die Augen der Betrachter. Betty Pabst holt die spurlos entfernten Container als fotografisches Dokument erinnernd in die Gegenwart zurück, genau an den Ort, wo *Gras* das Vergessen



Abbildung 2: Am einstigen Ort des Containerlagers für Asylsuchende in der Wodanstraße in Leipzig plante die Stadt 2009 wieder ein ähnliches Lager zu errichten (Installation und Foto: Betty Pabst)

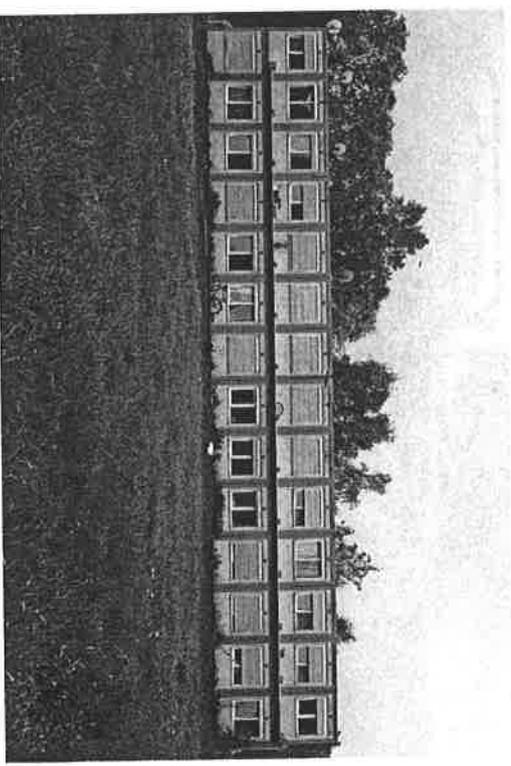


Abbildung 3: Containerlager für Asylsuchende Raschwitzer Straße in Leipzig 2005 (Foto: Betty Pabst)

förderte. Die Fotografen erlauben den nachträglichen Blick in den menschenleeren Innenraum des Provisoriums (Abb. 4).

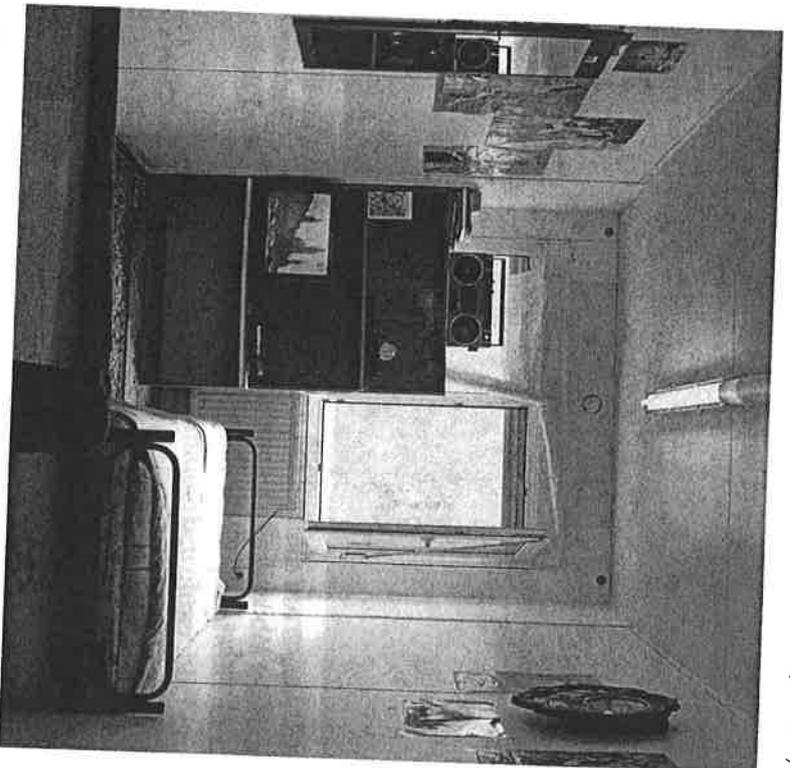


Abbildung 4: Container für Asylsuchende in der Raschwitzer Straße, Leipzig 2005 (Foto: Betty Pabst)

Und Betty Pabst lässt mit dem fotografierten Fenster eine Perspektive auf eine Außenwelt erkennen, die die imaginierten Blicke der einstigen Bewohner, den fotografischen Bildakt und den Ort der Installation in beunruhigende, trügerische Deckung bringt. Welche Zukunft soll dieser Ort bekommen? Zivilgesellschaftliche Strategien und künstlerische Interventionen wie diese zielen darauf, wenigstens etwas vom Inneren von Wohncontainern öffentlich sichtbar zu machen. In Leipzig war die Initiative erfolgreich. Die Stadt bringt zurzeit keine

Asylsuchenden mehr in Containern unter. Dass Metallkisten überhaupt eine gute Lösung für Asylsuchende seien, hatten die ostdeutschen Stadtverwaltungen nach dem Mauerfall übrigens von den Kollegen aus der Partnerstadt Hannover gelernt: *schnell, flexibel, praktisch, billig* waren die Argumente der Westdeutschen, die berühmten vier Imperative jeder Massenproduktion im Namen des Fortschritts. Zwanzig Jahre nach 1989 lässt sich von Leipzig wieder lernen. Ausdauernde Bürgerproteste helfen zu verhindern, dass asylsuchende Flüchtlinge in Wohncontainern immobil und gesellschaftlich isoliert werden.

In der Regel wissen wir wenig über das Innen- und Alltagsleben in Wohn- und Arbeitscontainern und vieles nur vom Hörensagen. Man könnte schlussfolgern, dass Container „heimlich“ sind. Nach dem grimmschen Wörterbuch von 1877 bedeutet „heimlich“ auch „verschlossen, undurchdringlich in bezug auf Erforschung“ (zit. in Freud, 1919/1972, S. 249). In der Ambivalenz der Wortbedeutung fällt „heimlich“ mit dem vermeintlichen Gegensatz „unheimlich“ zusammen. „Unheimlich nenne man Alles, was im Geheimnis, im Verborgenen [...] bleiben sollte und hervorgetreten ist“, konstatierte Friedrich Wilhelm Schelling (zit. nach Freud, 1919/1972, S. 249).

Dieser Ansicht war auch Sigmund Freud. Er deutete nicht zuletzt den Leib der Mutter oder das weibliche Genitale als etwas Unheimliches, im Sinne des „Eingang[s] zur alten Heimat des Menschenkinde[s]“. „Das Unheimliche ist also auch in diesem Fall das ehemals Heimische, Altvertraute. Die Vorsilbe ‚un‘ an diesen Worte ist aber die Marke der Verdrängung“ (Freud, 1919/1972, S. 249.)

Sind Container so etwas wie „Höhlen“, in denen Menschen keine Geborgenheit finden können und deren Schattensbilder zu betrachten moderne Gesellschaften überwiegend abwehren? Wobei Freud gerade mit der Ambivalenz des Unheimlichen die Frage aufzuwerfen scheint, inwieweit es eine „bergende Höhle“ überhaupt geben kann. Es könnte sinnvoll sein, sich künftig intensiver mit dem Unheimlichen zu beschäftigen. Hervorgetreten ist es längst.

Literatur

- Dobmann, A. (2006). Container. In A. Dobmann, J. Wenzel, K. Wenzel, Architektur auf Zeit. Baracken, Pavillons, Container (S. 33–47). Berlin: b_books.
- Dobmann, A., Wenzel, J., Wenzel, K. (2006). Architektur auf Zeit. Baracken, Pavillons, Container. Berlin: b_books.
- Dobmann, A., Wenzel, J., Wenzel, K. (2007). Barackenlager. Zur Nutzung einer Architektur der Moderne. In L. Schwarte (Hrsg.), Auszug aus dem Lager. Zur Überwindung des modernen Raumparadigmas in der politischen Philosophie (S. 220–245). Berlin u. Bielefeld: Akademie u. transcript.
- Freud, S. (1919/1972). Das Unheimliche. In Freud, S., Psychologische Schriften. Studienausgabe, Bd. 4 (S. 241–274). Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Klose, A. (2009a). Das Containerprinzip. Wie eine Box unser Denken verändert. Hamburg: mare.
- Klose, A. (2009b). CSI: Stahlkisten der Pandora, oder Wie wir lernen, die Bomben zu lieben. In Butis Butis (Hrsg.), Goofy History. Fehler machen Geschichte (S. 246–294). Köln u. a.: Böhlau.
- Kröll, J., Guggenheim, M., Kräßner B. (2011). Qualifikationen im Container. Eine Bildgeschichte zur Neuverpackung von wissenschaftlichem Stranggut. Tumul. Schriften zur Verkehrswissenschaft, 38, 101–110.
- Kunz, T. (2011). „Die Ängste werden bewirtschaftet“. Thomas Kunz, Direktor der Asylorganisation Zürich, zum Widerstand gegen Wohnungen für Asylbewerber. Neue Zürcher Zeitung vom 1.6.2011. Zugriff am 18.2.2012 unter http://www.nzz.ch/nachrichten/zuerich/stadt_und_region/die_aengste_werden_bewirtschaftet_1.10775497.html.
- Schäfer, C. (2007). Info-Offspring hätte ein eigenes Buch verdient. In E. Hertzsch, J. Maier, A. Page, J. Wenzel (Hrsg.), FOR SALE. Kooperationen von KünstlerInnen und BewohnerInnen vor dem Hintergrund des WOBA-Verkaufs (S. 49–61). Berlin: Vice Versa.
- Sloterdijk, P. (1989). Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Projekt basislager; Zwischennutzung. Zugriff am 27.2.2012 unter <http://www.basis-lager.ch/?cat=34>

Ursula Biemann

Contained Mobility

Contained Mobility (2004) dringt in die digitale Welt der allgegenwärtigen Überwachung von Mobilität und der instabilen, translokalen Lebensformen, die sich dazwischen und daneben herausbilden. Das Video vermittelt diese paradoxen, aber sich gegenseitig bedingenden Zustände, indem es auf zwei synchronisierte Schirme aufgeteilt wird. Auf einem Schirm sind die digitalen Daten von Informationssystemen der Navigation und des Containerverkehrs zu sehen, während der andere das Innere eines dieser Container zeigt, in dem der Asylbewerber Anatol haust.

Von allen meinen Videos unternimmt *Contained Mobility* vielleicht die konsequenteste Untersuchung der Frage, wie heute Subjekte sich in einem Gewebe juristischer, geografischer, politischer und wirtschaftlicher Systeme verfangen, durch welche *Zugehörigkeit* – ein fundamentaler Aspekt menschlichen Daseins – gestaltet und bestimmt wird. Die Erfahrung der Globalisierung verbindet die Frage, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, mit den Technologien, durch die das Menschliche geteilt, organisiert, umverteilt, arrangiert, verboten, verortet und seines Ortes beraubt wird. Andererseits ist aus der Biografie von Anatol zu erkennen, dass die Beschränkungen, die er dadurch erfährt, form- und strukturgebend sind und nicht nur als Hindernis für eine totale Ungebundenheit zu begreifen sind. Sein Leben erhält seine Form und Individualität ebenso durch die Dinge, die ihm verwehrt sind, als durch diejenigen, die er tun konnte. Das Video zeigt

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Moderne hat den Container als normierten Behälter »für alles Mögliche« (Hannes Böhlinger) gewählt. Mit ihm können die unterschiedlichsten Güter und Personen »gestapelt« und transportiert werden – mit entsprechenden soziopolitischen Implikationen. In der Psychoanalyse hat der Container diskursverändernd Karriere gemacht, etwa mit Bions Container-Contained-Begriff. Das Buch will – ausgehend von Freuds »Motiv der Kästchenwahl« (1913) – die interdisziplinäre Behälter-Vielgestaltigkeit ausloten.

Herausgeberin und Herausgeber

Priv.-Doz. Dr. phil. Insa Härtel, Diplom-Psychologin, ist Kulturwissenschaftlerin am Institut für Kunstwissenschaft und Kunstpädagogik der Universität Bremen.

Dr. Olaf Knellessen ist Psychoanalytiker in eigener Praxis in Zürich; Teilnehmer des Psychoanalytischen Seminars Zürich (PSZ).

Insa Härtel / Olaf Knellessen (Hg.)

Das Motiv der Kästchenwahl

Container in Psychoanalyse, Kunst, Kultur

PSYCHOANALYTISCHE BLÄTTER | BAND 31

ISBN 978-3-525-40187-3



9 783525 401873

www.v-r.de

Vandenhoeck & Ruprecht

Herausgegeben von Susann Heenen-Wolff, Brüssel,
und Jörg Wesse, Nürnberg

Inhalt

- Band 25: Körper Spuren
herausgegeben von Johanna Schäfer
- Band 26: Der Fokus
herausgegeben von Rolf Kluwer und Rudolf Lachauer
- Band 27: Verwicklungen
herausgegeben von Elfriede Löchel und Insa Härtel
- Band 28: Psychoanalyse und Kindheit
herausgegeben von Jörg Wesse
- Band 29: Trauma und Wissenschaft
herausgegeben von André Karger
- Band 30: Vergessen, vergelten, vergeben, versöhnen?
herausgegeben von André Karger
- Band 32: Kino zwischen Tag und Traum
herausgegeben von Dirk Blohner und Ralf Zwiebel
-
-

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN 978-3-525-40187-3

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.

Satz: SchwabScan Technik, Göttingen
Druck und Bindung: © Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

<i>Insa Härtel und Olgaf Knellessen</i> Aufsatz	5
<i>Insa Härtel</i> Vorrede	7
<i>Alexander Klose</i> Who do you want to be today? Annäherungen an eine Theorie des Container-Subjekts	21
<i>Axel Dobmann</i> Container als Versprechen. Über das Unheimliche einer operativen Architektur	39
<i>Ursula Biemann</i> Contained Mobility	59
<i>Rosmarie Kennel</i> Bions Container-Contained-Modell – und die hieraus entwickelte Denkhtheorie	69
<i>Olgaf Knellessen</i> Die Büchse der Pandora. Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Container	86
<i>Bernad Scholz-Reiter und Patrick Dittmer</i> Zur „Intelligenz“ von Containern	101

<i>Michel Zai/etoy</i>	
Die Welt von etoy – eine Firmenskulptur aus Normcontainern	119
<i>Peter Berz</i>	
Contentant Contennu. Anordnungen des Enthaltens ...	133
<i>Robert Heim</i>	
Krug, Signifikant, Topf. Der Container als Element in der psychoanalytischen Gastronomie	154
Die Autorinnen und Autoren	174

Insa Hirtel und Olaf Knellessen

Auftakt

Was ist ein Container?

Ein Container eignet sich für viele Zwecke. Er ist zum spezifisch räumlichen Behälter nicht nur im Güterverkehr, sondern auch in der Psychoanalyse geworden. Diesen Umstand macht sich der vorliegende Band zunutze. Denn: Begriffe sind „nichts ein für allemal Feststehendes“; sie *wandern* vielmehr und sind folglich mobil: fächerbezogen, historisch, geografisch (Bal, 2002, S. 11, 15). Darin Deutungen gar nicht unähnlich, die ihrerseits Container bilden können, sie zunächst aber aufbrechen und öffnen.

Und: Der Begriffsgebrauch hat Wirkungen (vgl. Bal, 2002, S. 13); die Zuschnitte und Bedeutungen verändern sich. Dieses Buch widmet sich folglich den Gebrauchsweisen und Wirkungen des mobilen Begriffs des mobilen „Containers“. Zwischen *Standardisierung* und *Seelenleben* geraten diese in eine Spannung: Uns ist daran gelegen, durch die involvierten und teils kontroversen Perspektiven den *Containergebrauch* zu ent-selbstverständlichen und seine Implikationen für die jeweils anderen Nutzungsfelder produktiv zu machen: zugunsten eines Nachdenkens über die Konzeptbildungen – deren „Einbettungen“ und Kontexte – selbst. Wie wird der Container also jeweils geformt und beladen?